

ARCHIV DER ZEITZEUGEN



Autor / Herausgeber: Heinz Ernst

Titel: Oberjäger Fritz Pietz im Rußlandfeldzug
des 2. Weltkrieges

ADZ-Nummer: 024

www.archiv-der-zeitzeugen.com

Der vorliegende Text darf gemäß der umseitigen Creative Commons-Lizenz unter Nennung des oben aufgeführten Namens / Titels verwendet werden. Die vollständige Lizenz finden Sie unter <http://creativecommons.org/licenses/by/3.0/de/legalcode>.

Es ist Ihnen gestattet:



das Werk vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen



Abwandlungen bzw. Bearbeitungen des Inhaltes anfertigen



Zu den folgenden Bedingungen:



Namensnennung. Sie müssen den Namen des Autors/Rechteinhabers in der von ihm festgelegten Weise nennen.

- Im Falle einer Verbreitung müssen Sie anderen die Lizenzbedingungen, unter welche dieses Werk fällt, mitteilen. Am Einfachsten ist es, einen Link auf diese Seite einzubinden.
- Jede der vorgenannten Bedingungen kann aufgehoben werden, sofern Sie die Einwilligung des Rechteinhabers dazu erhalten.
- Diese Lizenz lässt die Urheberpersönlichkeitsrechte unberührt.

Haftungbeschränkung

Die gesetzlichen Schranken des Urheberrechts bleiben hiervon unberührt.

Die Commons Deed ist eine Zusammenfassung des Lizenzvertrags in allgemeinverständlicher Sprache.

Oberjäger Fritz Pietz im Rußlandfeldzug des 2. Weltkriegs

Inhalt

Vor der Militärzeit
Ausbildung zum Gebirgsjäger
Kriegsbeginn
Vormarsch und Stellungskrieg
27. August 1942 Heirat in Dülmen
Kaukasus und Kubanbrückenkopf
2. Urlaub und Rückkehr an die Front
13. April 1944: Bei Dubossari gefallen
Trauer der Angehörigen
Die Kriegsbriefe: Verbunden mit Eltern und Geschwistern
Kameradschaft unter Frontsoldaten
Weitere Grabstätten
„Prediger des Friedens“: Zur Einweihung des deutschen Soldatenfriedhofs Chisinau
Eindrücke aus Moldawien im Frühjahr 2006
Berichte aus anderer Sicht
Rückblick 2007
Anhang

Vor der Militärzeit

Das bekannte Bild der Familie Heinrich Pietz sen. zeigt Fritz Pietz als Jugendlichen und Jüngsten zwischen den Eltern und fünf Geschwistern. Seine Kindheit liegt noch nicht weit zurück, so dass man sich gut vorstellen kann, wie er als Kind und Schuljunge ausgesehen hat. Offensichtlich gleicht er der Mutter mehr als dem Vater. Fritz wurde am 27. November 1912 in Dülmen als jüngstes Kind von Heinrich und Anna Pietz geb. Depel geboren. Sein Zuhause war das einige Jahre vorher gebaute Pietzhaus am Mühlenweg 109. In Dülmen hat er ab 1916 die Volksschule besucht, wahrscheinlich die „Josephsschule“ in der Stadtmitte. Danach lernte Fritz das Maler- und Anstreicherhandwerk wie sein Vater und sein Bruder Heinrich. Ob Malermeister Hülck auch sein Lehrherr war, können wir nicht mehr erfahren. Fritz war ein begabter Zeichner. Das belegen kunstvoll geschriebene Glückwunschkarten, die er aus Russland an seine Eltern und Geschwister schickte, und seine ausgeprägte Handschrift. In einem Brief vom 11.09.1941 bat er seinen Vater, ihm einen „kleinen Wasserfarbkasten“ mit einigen Pinselchen zu schicken, damit er während des Stellungskrieges in Ruhetagen hinter der vordersten Front malen könne. Ich erinnere mich, dass im Flur seines Elternhauses ein von Fritz gemaltes Hinterglasbild hing, auf dem ein Zug auf einer hohen Brücke auf das eingestürzte Brückenende zufährt. Ein gemalter Tod unter dem Brückenbogen hat uns Kinder immer leicht schauern lassen. Unter anderen Lebensumständen hätte Fritz Pietz seine zeichnerische Begabung sicher ausbilden können.

Am 22. Juni 1942 schrieb er an seine Eltern: „In dieser Woche war ich zwei Jahre Soldat. Ich weiß nicht, wo die Zeit geblieben ist. Nur schade, es ist eine verlorene Zeit für mich“. Fritz Pietz ist also im Sommer 1940 zur Wehrmacht „eingezogen“ worden, 28 Jahre alt, und musste sich von seiner Familie, seinen Freunden und zuletzt von seiner Braut Josefine David verabschieden.

Im Sommer 1940 konnte Hitler sich nach schnellen militärischen Erfolgen im Osten und Westen für unbesiegbar halten, und viele Deutsche teilten diese von der staatlichen Propaganda genährte Überzeugung. In „Blitzkriegen“ waren Polen, Dänemark, Norwegen, Holland, Belgien und Frankreich erobert und besetzt worden. Die geheime Frage war nun, ob weitere Angriffe sich auf England oder die Sowjetunion richten sollten. Anders als führende Militärs, die eine Invasion in England vorschlugen, ließ Hitler einen Angriffskrieg im Osten vorbereiten – trotz eines im August 1939 abgeschlossenen deutsch-sowjetischen Nichtangriffspaktes mit einem geheimen Zusatzprotokoll, durch das Osteuropa in einen deutschen und sowjetischen Interessenbereich aufgeteilt wurde. Hitler ließ sich dabei von seiner Rassenideologie leiten, nach der für das deutsche Herrenvolk im Osten „Lebensraum“ zu gewinnen sei auf Kosten von „minderwertigen“ Slawenvölkern. Mit diesen Kriegsplänen dürfte zusammenhängen, dass ab 1940 in der Schwäbischen Alb eine deutsche Gebirgsjägerdivision aufgestellt wurde, der Fritz Pietz, wahrscheinlich nach einer militärischen Grundausbildung, zugeteilt wurde. Auffallend ist, dass ein Rekrut aus dem flachen Münsterland in diese „Enzian Division“ kam, in der meist Bayern, Württemberger, Badener, Österreicher und Südtiroler rekrutiert waren. War das eine Entscheidung der militärischen Vorgesetzten, oder hat Fritz Pietz sich selbst zu dieser Einheit gemeldet?

Ausbildung zum Gebirgsjäger

Frommern, 1940 eine selbständige Gemeinde in Württemberg, heute ein Ortsteil der nahen Kreisstadt Balingen, war der ländliche Ort, in dem die Gebirgsjäger des 13. Regiments, dem Fritz angehörte, für einen militärischen Einsatz im Gebirge ausgebildet wurden. Die Soldaten wohnten nicht in Kasernen, sondern in Privatquartieren. Von hier aus taten sie auf den höchsten Erhebungen der Schwäbischen Alb, die in der nahen Umgebung liegen, ihren Dienst. Fritz hat Schifahren gelernt, musste mit Mulis als Lasttieren umgehen und andere spezielle Techniken einer Gebirgstruppe trainieren. Zwei Fotos sind erhalten: Fritz mit geschulterten Schiern im verschneiten Frommern und mit seinem Freund Caspar Wienold auf dem Lochenstein, dem höchsten Berg der Gegend (964 m) im Februar 1941. Wienold blieb während des Russlandfeldzuges in der Nähe von Fritz, der ihn in seinen Briefen mehrfach erwähnt. Es war nicht leicht, in Frommern Auskunft zu erhalten über die lange zurückliegende Einquartierung der Gebirgsjäger. Beim dritten Versuch gerieten wir an Hans Kratt in Balingen-Frommern, der sich erinnerte und erste Informationen geben konnte. Er stellte auch eine Verbindung her zu einem besser Informierten, von dem wir weitere Auskünfte erhielten. Bei einem Besuch in Frommern im Oktober 2005 führte uns Kratt zu einem Gedenkstein für die Gefallenen der 4. Gebirgsdivision auf dem „Lochenhörle“ bei Frommern. In einen dicken Findling hat man Bronzetafeln mit deutschen und russischen Aufschriften eingefügt. Auf der größten Tafel sind die militärischen Einheiten aufgeführt, die zur 4. Gebirgsdivision gehörten, an erster Stelle das Gebirgsjäger-Regiment 13 von Fritz Pietz. Der Besucher erfährt, dass die Division vom 25.10.1940 bis zum 20.03.1941 im Raum Balingen-Ebingen-Tailfingen-Truppenübungsplatz Heuberg aufgestellt wurde und wo sie in Jugoslawien und Südrussland gekämpft hat. Vom Gipfel des „Hörle“ hat man einen schönen Blick auf Frommern. Offensichtlich ist es nicht mehr das Dorf von 1940.

Kriegsbeginn

Ende Juli 1940 teilte Hitler in einer Konferenz mit hohen Militärs seinen „bestimmten Entschluß“ zu einem Angriff auf die Sowjetunion mit. Im Kriegstagebuch des anwesenden Generalobersten Halder ist die entscheidende Äußerung Hitlers im militärischen Kurzstil festgehalten: „Russland (muß) erledigt werden. Frühjahr 1941. Je schneller wir Russland zerschlagen, umso besser. Operation hat nur Sinn, wenn wir Staat in einem Zug schwer zerschlagen“. (Zitiert nach G. Überschär/ L. Bezymenskij: Der deutsche Angriff auf die Sowjetunion 1941, S. 13). Als Kriegsziel gelte es, die „Lebenskraft Russlands“ zu vernichten. Die Ukraine, Weißrußland und die baltischen Staaten sollten an Deutschland fallen. Wieder zeigt sich, dass die rassistische „Lebensraum“-Ideologie Hitlers das Hauptmotiv für den Angriff auf die Sowjetunion war, in der er einen Hort des „jüdischen Bolschewismus“ sah, den es zu „vernichten“ galt. Mit der Kriegsentscheidung Hitlers begann auch die militärische Vorbereitung des Krieges. Dazu passt, dass im Oktober 1940 mit der Aufstellung der „Enziandivision“ im schwäbischen Balingen begonnen wurde. Man kann also festhalten, dass Fritz Pietz von vornherein einer für den Russlandfeldzug zusammengestellten Militäreinheit zugeteilt wurde. Der von Hitler intendierte Kriegsbeginn im Frühjahr 1941 ließ sich nicht realisieren, weil zunächst noch der Balkan für Deutschland und seine Verbündeten militärisch zu „sichern“ war. Im April und Mai 1941 besetzten deutsche, italienische und ungarische Truppen Jugoslawien und Griechenland. Aus Jugoslawien schrieb Fritz am 2. Mai 1941 an seine Eltern: „Für mich ist der Krieg hier aus. Nach tagelangen Märschen liegen wir jetzt ungefähr 50 km vor Belgrad als Besatzung. Wir sind hier in Privathäusern in Quartier und haben es uns auch ganz nett eingerichtet. Gefangene bei der Arbeit beaufsichtigen und viel Wache stehen ist unser Dienst. Es heißt, dass wir vorläufig hier bleiben werden.“ (In diesem Brief wird „Frommern“ als Aufbruchsort erwähnt, was uns auf die Spur nach Balingen brachte.) In der letzten Annahme irrten sich die deutschen Soldaten, denn wenige Wochen später, am 22 Juni 1941, begann der deutsche Angriff auf die Sowjetunion, von den Militärs „Unternehmen Barbarossa“ genannt. Es war ein Kriegsbeginn ohne formelle Kriegserklärung, den Stalin für diese Zeit nicht erwartet hatte. Er glaubte, dass Hitler gemäß dem deutsch-sowjetischem Nichtangriffspakt vom 23.08.1939 keinen Krieg gegen die Sowjetunion führen werde, obwohl hohe Militärs, denen die Truppenkonzentration an der deutschen Grenze nicht verborgen geblieben war, den russischen Diktator warnten. Unter seriösen deutschen und russischen Historikern gilt es als sicher, dass Hitlers Russlandkrieg ein rassenideologisch begründeter, überfallartiger Angriffskrieg war, der auf die Vernichtung der Sowjetunion abzielte. Dafür sprechen viele historische Quellen einschließlich der russischen, die nach Öffnung der Moskauer Archive für westliche Historiker zugänglich sind. Dagegen ist in den letzten Jahrzehnten oft die These vertreten worden, mit dem Krieg gegen die Sowjetunion sei Hitler einer bald bevorstehenden sowjetischen Invasion nach Westen zuvorgekommen, die zu einer bolschewistischen Vorherrschaft in Europa führen sollte. Diese sogenannte Präventivkriegsthese diene erkennbaren politischen Zwecken. Ihre Vertreter konnten jedoch keine konkreten Beweise dafür vorlegen, dass ein Angriff der Sowjetunion auf Deutschland im Sommer 1941 geplant war. Die Quellen dokumentieren zwar, dass die Führung der Roten Armee sich angesichts des deutschen

Aufmarsches um Abwehrmaßnahmen und Verteidigungsvorkehrungen bemühte, nicht aber einen Präventivkrieg vorbereitete, den Stalin ablehnte. Seine rigorose Großmachtpolitik vor 1941, die zu einer Umbildung der baltischen Staaten zu Sowjetrepubliken und zur Annektion von Bessarabien, des Landes, in dem Fritz später gefallen ist, führte, wird damit nicht geleugnet.

Der Kriegsbeginn war begleitet von einer intensiven staatlichen Propaganda unter der Leitung von Joseph Göbbels, die sich der Präventivkriegslüge bediente und Hitler zu einem Verteidiger Europas gegen den „Bolschewismus als Weltfeind Nr. 1“ hochstilisierte. Diese Propaganda tat auch unter den Frontsoldaten ihre Wirkung. Der Hitler-Stalin-Pakt von 1939 galt jetzt als eine Beschmutzung der deutschen Ehre, die mit Kriegsbeginn wieder hergestellt sei.

Vormarsch und Rückzug

Am 15. Juni 1941, wenige Tage vor dem Beginn des Russlandfeldzuges, schrieb Fritz Pietz einen Brief ohne Angabe des Absendeortes: „Wo wir bisher waren, sind wir nicht mehr, und unseren jetzigen Aufenthalt darf ich Euch leider nicht mitteilen. Macht Euch bitte um mich keine unnötigen Sorgen, denn wo wir jetzt sind, merkt man nichts vom Krieg. Hatte ja im Stillen eine kleine Hoffnung, mal in die Heimat in Urlaub zu kommen“ Aus dieser Mitteilung erkennt man die letzte Konzentration der deutschen Streitkräfte vor der russischen Grenze und die Geheimhaltungsstrategie der politischen und militärischen Führung. Der Einmarsch in die Sowjetunion sollte den Gegner überraschen und deshalb auch der deutschen Bevölkerung verborgen bleiben. Man fragt sich, ob auch die Soldaten, die zum Angriff bereit standen, noch wenige Tage vorher „ahnungslos“ waren, wie Fritz' Bemerkung, an seinem Aufenthaltsort merke man nichts vom Krieg, und mehr noch sein Gedanke an einen möglichen Urlaub vermuten lassen. Es war nur eine kurze Ruhe vor dem Sturm, denn am 22. Juni 1941 zwischen 3:00 und 3:30 Uhr begann der deutsche Überraschungsangriff auf die Sowjetunion. Dazu der Historiker G. Überschär: „Mit fast 3,6 Millionen deutscher und verbündeter Soldaten, rund 3600 Panzern und über 2700 Flugzeugen überschritt eine riesige Streitmacht zwischen Ostsee und Schwarzem Meer die Grenze zur UdSSR. Der Überraschungsschlag der 153 deutschen Divisionen, zusammengefasst in den drei Heeresgruppen Nord, Mitte und Süd sowie drei zugeordneten Luftflotten gelang. Die deutschen Truppen konnten die sowjetischen Grenzstellungen erfolgreich durchstoßen und die Operationen erfolgreich durchführen. Durch gezielte Luftangriffe errang die deutsche Luftwaffe die Luftherrschaft über den Operationsraum. Die Verbände der Roten Armee in den westlichen Militärbezirken (mit etwa 140 Divisionen und 40 Brigaden bei ca. 2,9 Millionen Mann mit 10.000 – 15.000 zum Teil jedoch älteren Panzern und 800 Flugzeugen) mussten schwere Verluste hinnehmen. Die sowjetische Führung wurde von der Wucht des deutschen Überfalls überrascht, wie Außenminister Molotow in seiner Rundfunckerklärung vom 22. Juni 1941 erkennen ließ, obwohl sie mehrfach geheimdienstliche Hinweise über den bevorstehenden deutschen Angriff erhalten hatte. Gleichwohl hatte Stalin nicht mit einem deutschen Überfall gerechnet. „(G. Überschär a.a.O., S. 32) Einer der Millionen deutschen Soldaten, die im Juni 1941 in die Sowjetunion einmarschierten, war Oberjäger Fritz Pietz, und eine der 153 Divisionen war seine Gebirgsjägerdivision 4 in der Heeresgruppe Süd. Sie stand und blieb beim Vormarsch auf dem südlichen Flügel dieser Heeresgruppe, weil für sie offenbar der Kaukasus als Eroberungsziel geplant war. Der Marschweg, den die Soldaten der 4. Gebirgsjägerdivision in den nächsten Kriegsjahren zurücklegen mussten, läßt sich anhand militärgeschichtlicher Darstellungen gut verfolgen. Ich habe ein umfangreiches Buch des Österreicher Roland Kaltenecker benutzt: „Gebirgssoldaten unter dem Zeichen des Enzian“, 1983 erschienen. Kaltenecker ist Bibliothekar, kein kritischer Historiker, und das Buch hat noch andere Mängel, aber es enthält viele Berichte, militärische Verlautbarungen, Kartenskizzen u.a., die es zu einer brauchbaren Informationsquelle machen. Auch russische Quellen fehlen nicht. Besonders nützlich sind die mitgeteilten Tage- und Soldbucheintragen, die es erlauben, Kampfhandlungen, die Fritz Pietz in seinen Briefen erwähnt, zeitlich und geographisch einzuordnen. Er selbst geht äußerst zurückhaltend darauf ein. Eltern und Geschwister könnten sich doch in der Zeitung oder durchs Radio über die Kriegereignisse in Russland informieren, schreibt er. Dabei bedenkt er nicht, dass die Nachrichten in der Heimat auch propagandistisch verzerrt waren, aufgeblasen wenn es um Siege, beschönigend, wenn es um Niederlagen ging. Der eigentliche Grund dafür, dass Fritz Pietz karg über erlebte Kämpfe berichtet, liegt erkennbar darin, dass er die Sorge seiner nahen Verwandten um ihn durch Kriegsschilderungen und Verlustangaben nicht vergrößern wollte. Fritz war nicht ruhmbegehrig. Auszeichnungen, die ihm verliehen wurden, erwähnte er gerade mit einem knappen Satz.

Das erste Kriegsjahr 1941 brachte für die deutschen Truppen zunächst große Gewinne. Im Südabschnitt der langen Invasionsfront wurde unter Beteiligung der Gebirgsjägertruppe Lemberg (Lwow) erobert und eine russische Verteidigungslinie (Stalin-Linie) durchbrochen, was den Vorstoß auf Winniza ermöglichte. Vom 26. Juli bis 12. August 1941 tobte die Umschlingungsschlacht bei Uman, in der zwei russische Armeen eingeschlossen und sich nach erbitterter Gegenwehr mit großen Verlusten ergeben mußten. Etwa 52.800 Überlebende gingen in die Gefangenschaft. Fritz Pietz schreibt darüber am 7. August: „..... obschon wir bestimmt heiße Kampftage hinter uns haben, denn in dem Abschnitt, wo wir jetzt sind, ist eine ganze Division Russen eingeschlossen und Ihr könnt Euch denken, dass er alles daran setzt, aus diesem Ring wieder herauszukommen, was für die Russen ja doch ganz aussichtslos ist. Aber

er lässt sich eher totschiessen, als dass er sich ergibt. Auf die einzelnen Kampfhandlungen kann ich hier nicht eingehen ...“

Aus diesen Zeilen und deutlicher aus anderen Briefstellen wird ein Überlegenheitsgefühl der deutschen Soldaten gegenüber dem Gegner erkennbar. Darin drückt sich noch Siegesgewissheit aus, die von der staatlichen Propaganda und von militärischen Führern gefördert wurde. Man kann es Fritz Pietz und seinen Kameraden nicht verargen, dass sie davon beeinflusst waren. Woher sollten sie andere Einsichten gewinnen, solange es nur eine gleichgerichtete Presse gab, die noch Siege vermelden konnte? Allmählich erst merkten sie und ihre militärischen Führer, dass es diesmal mit einem „Blitzkrieg“ nicht getan war. „Die Weite des Raumes und die Hartnäckigkeit des mit allen Mitteln geführten Widerstandes werden uns noch viele Wochen beanspruchen“, schrieb Generalstabschef Halder damals in sein Kriegstagebuch. Der Feldzug gegen Russland sei zwar innerhalb von 14 Tagen gewonnen worden, aber noch nicht beendet. Zur Erklärung des „hartnäckigen Widerstandes“ ist daran zu erinnern, dass Stalin als Oberbefehlshaber der Roten Armee den „Großen Vaterländischen Krieg“ proklamiert hatte, eine Losung, die nicht nur die Parteilöhner, sondern auch einfache Soldaten, die in wachsender Anzahl mobilisiert wurden, zur äußersten Gegenwehr antrieb.

Dennoch ging der deutsche Vormarsch nach Osten weiter. Der breite Strom des Dnjepr wurde erreicht und auf einer Pionierbrücke überquert. Von Anfang September bis Ende Oktober war die 4. Gebirgsjägerdivision weiter östlich an mehreren Verfolgungskämpfen, aber auch an einer Abwehrschlacht (25.09.-11.10. bei Malaja Belosjorka) beteiligt. Ende Oktober eroberten sie Stalino, die Stadt, die Stalins Namen trug. Unter den Soldaten sprach man schon von weiteren Zielen: „Wir sind jetzt nach 9 Tagen Ruhe wieder auf dem Marsch nach dem Süden, vielleicht zum Schwarzen Meer, aber was Bestimmtes kann ich Euch in dieser Hinsicht nicht schreiben. Es kann auch zu den Erdölquellen bis nach Rostow gehen oder auf die Halbinsel Krim. Jedenfalls haben wir noch etliche 100 km zu marschieren ...“ (Brief vom 28. August 1941). Ein Brief vom 11. Oktober 41 läßt eine gemischte Stimmung und wieder den Einfluß der Kriegspropaganda erkennen: „Wie Ihr aus der letzten Rede des Führers ja wohl erfahren habt, setzen wir jetzt zum letzten Stoß gegen die Russen an. Hier ist es schon ziemlich kalt, obwohl wir doch weit in der Südkraine sind in Höhe vom Asowschen Meer. Könnt mir glauben, dass wir froh sind, dass der Krieg hier bald ein Ende hat. Unheimliche Panzer haben die Sowjets gebaut, um andere Völker damit zu vernichten, sind aber selber dabei zugrunde gegangen“. Schon am 11. September 41 hatte Fritz geschrieben: „Es ist mit ziemlicher Sicherheit damit zu rechnen, dass wir diesen Winter hier in Russland bleiben werden“. So kam es. Der deutsche Vormarsch kam zum Stehen. Von Anfang November 41 bis zum Jahresende mussten die Gebirgsjäger in Brückenkopfstellungen am Miusfluß Gegenangriffe abwehren. Den Weihnachtsbrief 1941 schrieb Fritz aus einem „Unterstand“. Die russischen Truppen hatten jetzt einen Verbündeten, der den Deutschen sehr zu schaffen machte: Der lange eisige Winter mit viel Schnee und davor wie danach tiefer Schlamm auf den Straßen und im Gelände. Für den russischen Winter waren die deutschen Soldaten an der Ostfront nicht ausgestattet. Warme Winterkleidung fehlte und musste eilends aus der Heimat zumeist von Angehörigen geschickt werden. Die oberste militärische Führung hatte mit einem baldigen Kriegsende, nicht aber mit einem eisigen Winter gerechnet. Den nutzten die sowjetischen Truppen und begannen ab 5. Dezember 1941 eine Winteroffensive, in der sie im Nord- und Mittelabschnitt der deutschen Front weite Gebiete zurückeroberten konnten. Im Süden gelang es ihnen, Rostow, eine wichtige Industriestadt im kohlereichen Donezbecken, die deutsche Panzer schon erobert hatten, zurückzugewinnen. Die deutsche Abwehrfront am Mius-Fluß hielt aber stand. Hier blieben Fritz und seine Kameraden - Kaspar Wienold war nach einem Lazarettaufenthalt wieder bei ihm - bis Mitte Juli 1942. In diesen Monaten hat Fritz die meisten Briefe an seine Eltern und Geschwister und sicher auch an seine Braut geschrieben, meistens dann, wenn seine Truppe für einige Tage hinter der vordersten Frontlinie in „Ruhestellung“ lag. Dann wohnten die Soldaten in gewärmten Stuben, während sie an der Front in Bunkern hausten und davor Wache hielten. Einige Stichworte aus den Briefen dieser Zeit: „Wenn nur der Winter mal vorbei wäre“ (02.02.). „Wir haben jetzt auch viele warme Winterbekleidung aus der Kleidersammlung von der Heimat erhalten“ (06.02.). „Stellungskrieg. Wenn es aber wärmer wird, soll es weitergehen“ (24.02.). „Wieder Kälte: - 30 ° C. Dieser Feldzug fordert manche Opfer“. (15.03.). „Schon fünf Monate Schnee. Eisige Kälte“. Abwehrkämpfe an der Donezfront“. (31.03.). „Ich bin der Meinung, dass Ihr in der Heimat noch zu wenig über diesen Krieg orientiert seid. Ich will mich in dieser Hinsicht auch nicht weiter äußern.“ (14.04.). „Bin gewiß nicht neugierig auf so eine Offensive, obschon dieselbe über kurz oder lang doch kommt. Mit einem Urlaub oder einer Ablösung ist es jetzt ganz vorbei.“ (16.05.). „Immer noch in Bunkern“ (24.06.42). Wenige Tage später begann die erwartete deutsche Sommeroffensive. Ihre Schwerpunkte lagen im südlichen Abschnitt der Russlandfront, denn Hitler, der Ende 1941 Feldmarschall von Brauchitsch aus der Obersten Heeresleitung entlassen und diese selbst übernommen hatte, entschied, dass die Heeresgruppe Süd aufgeteilt werde. Die Heeresgruppe A sollte die Erdölfelder des Kaukasus erobern, die Gruppe B das Rüstungs- und Verkehrszentrum Stalingrad. Die 6. Armee und die 4. Panzerarmee konnten bis Mitte September bis in die Vororte Stalingrads vordringen und dann den größten Teil der Stadt erobern. Die Gebirgsjägerdivision war Teil der Heeresgruppe A und zog durch die zerstörte Stadt Rostow in das Vorland des Kaukasusgebirges ein. „Die Sonne, die die Erde wie ein Backofen auf teilweise mehr als 45 ° C aufheizte, brannte den Gebirgsjägern, die durch die baumlose und wasserarme Kubansteppe marschierten, ins Gesicht. Die allgemeine Marschrichtung

lautete: Süden“, schreibt Kaltenegger (S.180). Am Jejafluß stießen die deutschen Soldaten Ende Juli auf erheblichen Widerstand russischer Truppen, die auf dem gegenüberliegenden steilen Flussufer günstigere Stellungen hielten. Zwischen dem 1. und 5. August entwickelten sich heftige Kämpfe. Diese dürfte Fritz noch mitgemacht haben. Dann aber erhielt er unerwartet Urlaub und konnte in die Heimat fahren.

27. August 1942: Heirat in Dülmen

Ob Fritz Pietz und Josefine David sich spontan entschlossen, den Urlaub für die Heirat zu nutzen oder ob diese schon länger vorbedacht und vorbereitet war, bleibt für uns ungewiß. Jedenfalls heirateten Fritz und seine Braut trotz einiger Bedenken der Pietzeltern, aber mit ihrer Zustimmung am 27. August 1942. Die kirchliche Feier könnte in der 1936/38 erbauten Kreuzkirche stattgefunden haben. Dann wurde im Pietzhaus am Mühlenweg gefeiert. Das Hochzeitsbild zeigt, dass wenigstens die Frauen schöne Kleider trugen. Die Männer haben auch jetzt die Uniformen nicht ausgezogen. Das kleine Blumenmädchen im Vordergrund, unsere Cousine Christel, hellt das Uniformgrau auf. Es war eben eine Kriegshochzeit, weniger unbeschwert als frühere Hochzeitsfeiern im Pietzhaus. Dazu passt, dass die Feier am Ende noch durch Fliegeralarm gestört wurde. Brautpaar und Gäste mussten im Luftschutzkeller weiter feiern. Kriegshochzeit mit ungewisser Zukunft des jungen Paares! Man war sich dessen bewusst und ließ sich dennoch das Feiern nicht verderben – ganz im Sinne von Fritz. Nach der Hochzeit dürfte er noch ein bis zwei Wochen in der Heimat geblieben sein. Glückliche Tage seien es gewesen, schrieb er später. Dann musste er zu seiner Truppe zurück, die inzwischen auf den Bergstraßen des Hochkavkasus marschierte.

Hochkavkasus und Kubanbrückenkopf

Schon vor dem Urlaub von Fritz hatten die Deutschen die Stadt Krasnodar und die dortigen Ölraffinerien erobert. Deutsche Panzertruppen besetzen am 9. August Maikop, den Verwaltungssitz des umliegenden Ölgebiets. Alle Raffinerien aber waren von den Russen zuvor so stark zerstört worden, dass sie nicht, wie geplant, von den deutschen Verbänden genutzt werden konnten. So entstand die groteske Situation, dass deutsche Panzer inmitten von Ölfeldern wegen Treibstoffmangel liegen blieben. Die Gebirgsjäger kämpften im Hochkavkasus um die wichtigsten Pässe. An der spektakulären Besteigung des 5633 m hohen Elbrus, auf dessen Gipfel am 21.08.1942 die deutsche Kriegsflagge gehisst wurde, war Fritz nicht beteiligt. Er genoss noch bessere Tage in der Heimat. Für dieses Unternehmen wurde eine Gruppe von Gebirgsjägern mit alpiner Erfahrung zusammengestellt unter Leitung eines Offiziers, der Bergführer war und sich vorher durch spezielles Kartenstudium in München auf die Besteigung vorbereitet hatte. Das ganze Unternehmen hatte mehr einen propagandistischen als militärischen Erfolg. Das eigentliche Ziel des Kaukasusfeldzuges, sich des russischen Erdöls zu bemächtigen, ist nicht erreicht worden. Da die deutschen Truppen die sowjetische Grenze zur Türkei nicht schließen konnten, wurde auch der amerikanische Nachschub an Waffen und Material für die Sowjetunion nicht gestoppt. Die Kämpfe im Kaukasusgebirge wurden immer schwerer, da die Kräfte nachließen und Versorgungsprobleme auftraten. Dazu behinderten starke Regenfälle nicht selten die Truppenbewegungen. Das Kriegsgeschehen verlagerte sich ab Ende September 42 in den niedrigeren, aber noch gebirgigen „Waldkavkasus“ vor der Küste des Schwarzen Meeres. Die russische Front wurde zwar auf die Schwarzmeerküste zu zurückgedrängt, ein breiter Streifen vor der Küste mit den Zentren Noworossjisk und Tuapse wurde aber erbittert verteidigt. Das 13. Gebirgsjägerregiment war auf Tuapse ausgerichtet. Von dort schrieb Fritz am 05.12.42: „Wir liegen seit Wochen schon im Stellungskrieg. Die erste Zeit haben wir noch in Erdlöchern gelegen, jetzt haben wir nur feste Bunker gebaut. Schnee haben wir bisher noch nicht gehabt, aber dafür fast jeden Tag Regen. Wie Ihr Euch wohl denken könnt, wird der kleine Fluß dann in den Bergen zum reißenden Strom und somit ist es mit dem Nachschub dann vollends aus, weil alle Brücken weggeschwommen sind. Mit der Post sieht es dann nicht viel besser aus. Diesen Brief gebe ich einem Urlauber mit.“

Im Waldkavkasus war der Berg Myschako in der Nähe von Noworossjisk besonders umkämpft. Der dreimalige Versuch, ihn zu erobern, brachte den Deutschen hohe Verluste. Überhaupt scheinen die Kämpfe im gebirgigen Waldkavkasus vor dem nahen Schwarzen Meer chaotisch gewesen zu sein. Fritz hält sich, wie gewohnt, mit Schilderungen zurück. Erst nachdem man solche bei Kaltenegger gelesen hat, (S. 198 – 234) kann man sich vorstellen, was er meint, wenn er seinen Eltern mitteilt: „Ihr könnt euch denken, dass wir hier in den Bergen nicht auf Rosen gebettet sind. Der Krieg nimmt hier seine härtesten Formen an“ (05.12.42). Der Januar 1943 brachte eine entscheidende Veränderung der Kriegslage an der südlichen Front. Die 6. Armee unter Feldmarschall Paulus wurde vor und in Stalingrad eingeschlossen. Entsatzversuche scheiterten. Hitler verbot einen Ausbruch, eine Kapitulation und ein Übergabeangebot der Russen mussten die eingeschlossenen Truppen ablehnen. Die Soldaten der Roten Armee konnten den Kessel spalten. Am 31.01.43 kapitulierte der Südkessel unter Paulus, am 02.02.1943 der Nordkessel. 90.000 deutsche Soldaten gingen in die Gefangenschaft. Diese menschliche und militärische Katastrophe hat viele Deutsche erschüttert und weniger vielen die Augen geöffnet, so dass die staatliche Propaganda nicht mehr ankam.

Den Soldaten der südlichen Heeresgruppe A drohte nach dieser Niederlage und dem folgenden russischen Durchbruch auch eine Einkesselung und damit dasselbe Schicksal wie der Stalingradarmee. Deshalb war ein rascher Rückzug aus dem Kaukasusgebiet geboten. Das nächste Rückzugsgebiet war die Kubanhalbinsel, von wo man über die schmale Passage vom Schwarzen zum Asowschen Meer die Halbinsel Krim erreichen musste. Der Kubanbrückenkopf war im Februar 1943 durch den Rückzug der Kaukasusarmee entstanden und musste von 10 deutschen und 5 rumänischen Divisionen so lange gehalten werden, bis alle Kaukasuseinheiten die rettende Krimhalbinsel Kertsch erreicht hatten. Das war nur möglich durch nicht weniger als 6 schwere Abwehrschlachten, bis der Brückenkopf am 7. September 1943 geräumt wurde. In einem Brief schrieb Fritz am 14.04.43 „nach acht Monaten Einsatz“: „Wir liegen in der Nähe von Temerjuk und bis hinüber zur Krim, wonach wir uns alle sehnen, wären noch 100 km. Neuerdings heißt es aber, dass der Brückenkopf am Kuban gehalten werden muß und somit sinken unsere Hoffnungen wieder. Der Russe setzt in letzter Zeit alles daran, uns hier aus dem Zipfel zu jagen“ Das 13. Gebirgsjägerregiment gehörte zu den Truppen, die das Übersetzen auf die Krim sichern sollte und konnte den Kubanbrückenkopf erst zuletzt verlassen. So ist es der Kaukasusarmee gelungen, einer Umzingelung und Vernichtung zu entgehen. Der Rückzug auf die Krimhalbinsel Kertsch hat Fritz nicht miterlebt. Schon im Brief vom 31.05.43 macht er Andeutungen, dass ein Urlaub möglich sei: „Grundsätzlich geht es mir gut und darüber wollen wir dem Herrgott dankbar sein. Auch denke ich noch in diesem Jahr, Euch mit Urlaub zu erfreuen“. Tatsächlich konnte er den Urlaub wohl im Juni 1943 antreten. Es war der zweite und letzte Heimaturlaub. Daraus wurde ein längerer Urlaub in der Heimat, weil er sich im oder kurz vor dem Urlaub eine langwierige Hautkrankheit zuzog. Mehr ist auf seiner Personalkarte nicht vermerkt. Zur Ausheilung wurde er in das Krankenhaus St. Mauritz bei Telgte eingewiesen, das ganz oder teilweise als Lazarett diente. Ich entsinne mich, dass ich Fritz einmal in St. Mauritz mit seiner Frau Fine besuchen durfte. Von der Bahnhofsstelle führte ein Fußweg eine Strecke weit an der Bahnlinie entlang, von wo man schon das große Krankenhausgebäude liegen sah. Ein Fenster war weit geöffnet und darin winkte Fritz mit einem großen Tuch dem Besuch entgegen. Entsprechend herzlich wurden wir wenig später begrüßt. Daß ich das Beisammensein der jungen Eheleute stören könnte, kam mir damals nicht in den Sinn. Fritz hat mich jedenfalls nicht als Störenden begrüßt, und ich habe mich nicht so gefühlt. Sein Aufenthalt im Krankenhaus dauerte 6 Monate bis Ende Januar 1944. In dieser Zeit wird er wohl mehrmals seine Angehörigen in Dülmen besucht haben. Sollte er nach Russland zurückkehren? Konnte er als Soldat in der Heimat bleiben? Solche Überlegungen wird Fritz am Ende seiner Lazarettzeit angestellt haben. Er entschied sich schließlich zur Rückkehr an die Front. Seine Gebirgsjägertruppe war nach der Räumung des Kuban-Brückenkopfes Anfang September 1942 an der „Sicherung“ der Krimhalbinsel beteiligt, das heißt an der Abwehr russischer Angriffe. Auch hier bestand noch die Gefahr, von der Hauptfront in Südrussland abgeschnitten zu werden, so dass der Rückzug von der Krim in die Südukraine weitergehen musste. „Vorwärts Kameraden, wir müssen zurück!“ hieß jetzt die Parole. Dabei kamen die Soldaten noch einmal an die Orte und in die Gegenden, wo sie 1941 gesiegt hatten. Wieder überquerten sie die großen Flüsse der Ukraine, Dnjepr und Bug, über die sie vor zwei Jahren vorgerückt waren, - jetzt in umgekehrter Richtung. Abwehrstellungen und Brückenköpfe an den breiten Flüssen, die den russischen Vormarsch aufhalten sollten, hielten nicht lange. Am Dnjestr wurde noch einmal eine Abwehrfront gebildet. Die Gebirgsjäger wurden von einem weiter nördlich gelegenen Kampffeld eilends in den Dnjestr-Abschnitt Grigoriopol transportiert, weil hier ein russischer Durchbruch drohte, für den starke Angriffstruppen zusammengezogen worden waren. Jetzt war auch Fritz wieder bei seiner Truppe. Auf der Rückreise von Dülmen war er nur bis Winniza gekommen, wo sich in den vergangenen Monaten Hitlers Hauptquartier befand. Am 16.02.44 berichtete er seinen Eltern: „Gestern bin ich nach 15 Tagen Bahnfahrt und Marsch wieder bei meiner alten Kompanie eingetroffen. In Winniza sind wir ausgeladen worden und den Rest, etwa 100 km haben wir marschieren müssen. Es wäre weiter nicht so anstrengend gewesen, wenn nicht überall hier ein fürchterlicher Schlamm und Dreck wäre. Seit einigen Tagen schneit und regnet es hier und es fegt wieder ein kalter Wind über die weiten Ebenen der Ukraine.Seit gestern ist unsere Einheit aus der Front herausgezogen und morgen werden wir mit der Bahn verladen und kommen in einen anderen Abschnitt“. Dieser andere Abschnitt war eben der an der Dnjestrschleife bei Grigoriopol. Hier ging der Krieg für Fritz zu Ende – anders als oft ersehnt.

13. April 1944. – Bei Dubossari gefallen

In den zurückliegenden Kriegsjahren ist Fritz Pietz sicher oft vor dem Tod auf dem Schlachtfeld bewahrt geblieben. Dabei hat er sich in gefährlichen Situationen nicht zurückgehalten, was seine Auszeichnungen bestätigen. Davon schrieb er nichts und meinte, er habe nur in kritischen Momenten die Situationen erfasst und das Richtige schnell getan. Jetzt, als das Ende des verlorenen Russlandkrieges nicht mehr weit war, hat es ihn doch noch in einer Abwehrstellung am Dnjestr getroffen. Dieser breite Fluß, an dessen Ufer wir auf unserer Moldawienreise 2006 gestanden haben, verläuft vor Grigoriopol in einer tiefen Schleife, deren „Hals“ nur acht Kilometer breit ist. An dieser strategisch wichtigen Stelle hatten russische Militärs nach einem Befehl Stalins starke Truppenverbände zusammengezogen, um einen Durchbruch nach Kischinew, heute Chisinau und weiter nach Rumänien zu erzielen. Die An-

griffstruppen wurden unterstützt durch Artillerie, Panzer und Flugzeuge. Die deutschen Truppen waren dagegen hoffnungslos unterlegen. Die Gebirgsjägerregimenter 91 und 13 waren hierhin transportiert worden, wie Fritz in seinem letzten Brief schon angedeutet hatte, um die Abwehrfront zu stärken. Oberst Hörl, der Kommandeur des 91. Regiments, war für die gesamte Verteidigung der Dnjestrtschleife verantwortlich. Vergeblich hatte er von seinen Vorgesetzten Verstärkung und mehr Munition gefordert. Nach Hörls Worten fühlten sich die deutschen Truppen deshalb bei ihrer Abwehr „grenzenlos verlassen.“ Kaltenecker schreibt zu ihrer Lage: „Ohne ausreichende Ruhe gefunden zu haben, machten sich die Gebirgsjäger daran, die Stellungen, so gut es ging, auszubauen, da es überall an Schanzzeug, Stellungsmaterial, Minen und Munition fehlte. Darüber hinaus wurde die Truppe durch Sicherungsdienst und Spähtruppenauftrag über Gebühr strapaziert. Eine Tiefenstaffelung konnte bei der geringen Gefechtsstärke nicht gebildet werden. Die Artillerie, die eine solche wenigstens ansatzweise hätte bilden können, stand am jenseitigen Ufer des mächtigen Dnjestr.... Dennoch gelang es den Gebirgsjägern vom 13. April bis 13. Mai, nicht weniger als 15 feindliche Vorstöße, oft in Regimentsstärke, abzuweisen.“ (S: 326) Schon beim ersten dieser Angriffe ist Fritz Pietz nahe bei Dubossari gefallen. Genauere Umstände kennen wir nicht. Seine Kameraden begruben ihn und andere Gefallene neben der Kirche von Dubossari in Einzelgräbern. Das zugeschickte und erhaltene Foto von Fritz' erstem Grab zeigt den frischen Grabhügel mit einem Holzkreuz und Namensschild, vielleicht auch mit Blumenschmuck. Die abgebildete obere Hälfte seiner Erkennungsmarke blieb bei dem Toten bis zur endgültigen Bestattung auf dem Sammelfriedhof in Chisinau.

Am 14. Mai 1943, vier Wochen nach dem Tod von Fritz Pietz, gelang den russischen Truppen bei Koschniza der Durchbruch durch die dünne deutsche Verteidigungslinie. Viele Kameraden, deren Namen und Todesdaten man auf den Granitstelen auf dem Friedhof Chisinau lesen konnte, sind im Mai und Juni 1944 gefallen.

Oberst Hörl musste sich nach dem russischen Erfolg in der Dnjestrtschleife vor einem Kriegsgericht verantworten. Hitlers Befehl, Abwehrstellungen unter allen Umständen zu halten und bei dennoch unvermeidbarem Rückzug nur „verbrannte Erde“ zu hinterlassen, tat in den letzten Kriegsjahren bei Fanatikern tatsächlich noch seine Wirkung. Über die Gebirgsjäger des 91. Regiments wurden wegen des „Debakels“ bei Koschniza „Urlaubs, Beförderung- und Auszeichnungssperren“ verhängt. Zusammen mit den Soldaten des 13. Regiments, dem Fritz angehört hatte, lagen sie zunächst noch in besser gesicherten Stellungen (Dubossari-Riegel, Berta-Linie) zwischen Pugoni und Dubossari. Erst Ende Juli 1944 wurden die Gebirgsjägerregimenter abgezogen und mit Lastwagen und Eisenbahn nach Nordungarn transportiert zu weiteren Einsätzen. Von hier ging der Rückzug mit häufigen Standortwechseln weiter in die Slowakei nach Oberschlesien und Tschechien. Am 9. Mai 1945 gerieten die Reste der 4. Gebirgsjägerdivision in tschechische und russische Gefangenschaft. Die Gefangenen wurden nach Rußland transportiert- ins Kaukasusgebiet (!) und nach Sibirien. Die Letzten konnten erst 1955 in die Heimat zurückkehren.

Die Trauer der Angehörigen

„Das Blei, das dich zu Tode traf, zerreißt auch uns die Herzen.“

Diese Verse aus einem kleinen Gedicht auf dem Totenzettel für Fritz Pietz mögen kitschig-konventionell sein, entsprachen aber der Wahrheit. Josefine Pietz, geb. David war eine junge Frau, 29 Jahre alt, Mutter eines kleinen Sohnes- Peter Pietz wurde am 21. März 1944 geboren- als ihr die Nachricht vom Tod ihres Mannes übermittelt wurde. Seit einigen Jahren führte sie nach dem Tod ihrer Mutter den Haushalt für den Vater und jüngeren Bruder. Wenige Wochen vorher hatten die Davids vom Soldatentod eines anderen Sohnes und Bruders erfahren. Auf dem Totenzettel wird auch erwähnt, dass Fritz die Nachricht von Peters Geburt nicht mehr erhalten hat.

„Viele Hoffnungen und ein inniges Familienglück nahmen ein allzu frühes Ende.“ Das ist glaubhaft und nicht konventionell vorgeprägt. Es war das Schicksal vieler junger Frauen, die man danach „Kriegerwitwen“ nannte. Josefine Pietz starb am 1. Februar 1958, 44 Jahre alt.

Die Trauer der Eltern und Geschwister bekundet ein Beileidsbrief von Heinrich Pietz an seine Eltern, den er von der Front im Westen schrieb. Er soll und darf hier in vollem Wortlaut wiedergegeben werden, ist er doch zugleich ein ehrendes Zeugnis für den Schreiber:

„den 19.05.1944

Liebe Eltern!

Ich glaube, dies ist wohl der schwerste Brief, den ich in meinem Leben begonnen habe. Ihr könnt es Euch ja denken, wie es auch mir zu Mute ist, denn vor einer halben Stunde erhielt ich die erschütternde Nachricht, dass Fritz gefallen sei. Ich will aber nicht von mir schreiben, sondern wenigstens den Versuch machen, Euch, liebe Eltern, ein paar Trost Worte zu sagen. Ihr habt die traurige Nachricht ja schon vor acht Tagen bekommen, denn der Brief, worin Mia es mir schrieb, war schon von vorigem Samstag, und so hoffe ich, dass Ihr über den ersten Schmerz hinweg seid. Liebe Mutter und Vater, ich kann mich in Euren Schmerz und Eure Trauer sehr gut reindenken, und weiß, wie Ihr an Fritz gegangen und die ganzen vier Jahre um ihn gebangt habt, und ich wünsche nur, ich könnte jetzt ein paar Tage daheim sein und Euch und auch Fine die Hand zu drücken.

Ich habe den Brief schon sechs Mal gelesen, aber ich kann es mir immer noch nicht klar vorstellen, dass ich Fritz nie wieder wiedersehen soll. Ich sehe ihn noch vor mir stehen und spüre noch seinen Händedruck, wie wir uns in meinem vorletzten Urlaub am Zuge verabschiedeten, und da habe ich ihm noch so teuer versprechen müssen, wenn er nicht wiederkäme an seine Frau und sein Kind zu denken.

Ja, liebe Eltern, ich habe die letzten Wochen an all dieses immer wieder denken müssen, besonders in den einsamen Stunden auf Wache, und habe ihm immer wieder viel Soldatenglück gewünscht, aber das Schicksal und der Herrgott haben es wohl anders mit ihm gemeint.

Liebe Eltern, Ihr wisst so gut wie ich, er hat als guter Christ seine Pflicht getan und ist auch sicher in Gedanken an seine Lieben daheim gestorben, und das muß nun unser Trost sein.

Ich sage nochmals, ich kann mich in Euren Schmerz reindenken, und wünsche nochmals, ich könnte jetzt bei Euch sein, aber daran ist nicht zu denken, es ist volle Urlaubssperre. Wir wollen und werden Fritz nie vergessen, und ich werde das Versprechen, das ich ihm gegeben habe, an seine Frau und Kind zu denken, auch immer halten, soweit es mir möglich ist, und liebe Eltern, ich meine, gönnen wir ihm seine Ruhe, denn er hat in Russland wohl allerhand ausgestanden, und tragt nicht allzutief an Euren Schmerz, denn liebe Eltern, denkt auch daran, Ihr habt noch mehr Kinder und Enkelkinder, die noch oft Euren Rat bedürfen und wofür Ihr noch lange leben müsst.

In diesem Sinne nochmals, versucht Euch aufzurichten, ich weiß, es ist schwer, denn jeder hat seine Kinder gern, aber es muß wohl sein, denn der Krieg und das Leben geht weiter.

Nun nochmals mein Beileid. Es grüßt Euch in tiefer Trauer Euer Heinrich.

Herzl. Gruß an alle Geschwister, Schwager und Schwägerinnen.

Was Näheres höre ich ja noch von Euch.“

Verbunden mit Eltern und Geschwistern – Kameradschaft unter Frontsoldaten

Die Briefe, die Fritz Pietz an seine Eltern geschrieben hat, konnte ich nutzen, um den Marschweg seiner Truppe zu ermitteln und Aufschluß über Kämpfe zu bekommen, an denen sie beteiligt war. Ihr eigentlicher Wert liegt aber darin, dass Fritz in ihnen als Mensch hervortritt. Dreißig Briefe sind 1942, drei 1943 und einer 1944 geschrieben worden. Diese ungleiche Verteilung geht darauf zurück, dass der Krieg 1942 für mehrere Monate ein Stellungskrieg war. Die Soldaten konnten schreiben und erhielten mit einiger Regelmäßigkeit Post aus der Heimat. Lagen sie in Ruhstellung hinter der Front, waren die Briefe, wie man bei Fritz sehen kann, besser und mit Tinte geschrieben, während im Bunker oft ein Blaustift als Schreibwerkzeug reichen musste. Das benutzte Papier war ungleichmäßig im Format und in der Qualität. Während des Kaukasuskrieges war es kaum möglich, längere Briefe zu schreiben. Die Feldpost brach zusammen oder verzögerte sich erheblich. Dafür nahm ein Kamerad, der in den Urlaub fuhr, Briefe mit und verschickte sie von Deutschland aus. Diese äußeren Bedingungen für den Briefverkehr waren für die Russlandsoldaten sehr wichtig. Fast alle Briefe von Fritz beginnen mit einer Empfangsbestätigung für angekommene Post oder mit der Anfrage, ob ein eigener Brief eingetroffen sei. Mehrfach bittet Fritz seine Eltern, ihm auch dann zu schreiben, wenn nicht ein Antwortbrief fällig war. Vergingen mehrere Wochen ohne Briefverkehr, wurde er unruhig. In fast jedem Brief bringt Fritz seine Verbundenheit mit den Eltern und Geschwistern zum Ausdruck. Seine Briefpartnerin war – nach seiner Frau – bevorzugt seine Mutter: „Wenn du auch oft meinst, mir nicht viel schreiben zu können, jede Zeile von dir ist mir mehr Wert und interessiert mich mehr als irgendeine Sondermeldung.“ (Brief vom 7. Juni 42). (Eine „Sondermeldung“ war eine übers Radio mit großem propagandistischen Aufwand verbreitete Nachricht von einem deutschen Sieg. Im Laufe des Krieges gab es immer weniger Sondermeldungen: Niederlagen wurden so nicht mitgeteilt.)

Alle Briefe sind an beide Eltern gerichtet. Beim Schreiben wendet Fritz sich oft auch an den Vater. Er erwähnt, dass er Post von den Geschwistern bekommen hat und an sie schreiben will. („Unser Heinrich, Mia, Gertrud, Josef und Ferdi.“) „Gruß an alle Geschwister“ steht unter den meisten Briefen. Ein wiederkehrendes Thema ist auch der wachsende Wunsch, der Krieg möge bald zu Ende gehen, damit eine Rückkehr zu den Angehörigen möglich sei. „Vom Krieg hier und von dem dreckigen Russland mag ich Euch nichts schreiben.“ „Daß ich jetzt viel an die Heimat denke und besonders an meine Frau, könnt Ihr Euch ja wohl denken.“ heißt es im letzten Brief vom 16.02.44. Wenn er von Namentagsfeiern und anderen Familienfeiern im Elternhaus las, stellte er sich vor, im nächsten Jahr wieder dabei zu sein. Er habe eigentlich, schreibt er, kein Heimweh, „aber schließlich sieht man doch mal so gerne liebe Eltern und die Braut wieder“ (24.02.42). Auf Leckerbissen aus der Heimat freute er sich: „Hoffentlich habt ihr ein dickes Schwein geschlachtet und auf Dein angekündigtes Päckchen, liebe Mutter, freue ich mich jetzt schon.“ Fritz freute sich auf die getrockneten Mettwürste, die er acht Tage später auch erhielt.

Ein Brief von Fritz Pietz soll hier nicht nur auszugsweise mitgeteilt werden, weil in ihm deutlich wird, wie herzlich er seinen Eltern zugetan war. Der Brief wurde am Heiligen Abend 1942 aus dem Kaukasus geschrieben, in einer Situation also, die nachdenklich macht und zu einer offenen Mitteilung der Gedanken und Gefühle motiviert:

„Im Kaukasus am Heiligen Abend 42

Meine liebe Eltern!

Ich bin ja gar nicht zum Schreiben aufgelegt. Und die Zeit muß ich mir auch dazu stehlen. Aber es hat mir heute noch keine Ruhe gelassen, Euch ein paar Zeilen zu schreiben. Meinen herzlichen Dank für euere Päckchen und für Deine lieben Briefe, die ich hier noch erhalten habe. Wenn ich Euch in der letzten Zeit so wenig geschrieben habe, hat es mir bestimmt die Zeit und die Umstände hier nicht erlaubt. Darum seid ohne Sorge, gesundheitlich geht es mir Gott dank noch gut. Es ist heute der Heilige Abend. Wie ich diesen und die Feiertage verleve, darüber möchte ich heute nichts schreiben. Eins weiß ich, dass Ihr, liebe Eltern, besonders an mich denkt und damit will ich mich zufrieden geben. Erinnerungen aus den Kindertagen werden wach, wenn ich darüber nachdenke, wie man sich auf Weihnachten gefreut hat, und wie man von Euch, liebe Eltern, beschenkt worden ist. Ich gestehe, man ist Euch doch vielen Dank schuldig für die Sorge, die Ihr um Eure Kinder gehabt hat und auch für die Freuden, die Ihr uns bereitet habt. Wenn ich auch heute verheiratet bin und mir meine Frau am nächsten steht, seid Ihr doch die liebsten Menschen, die ich auf Erden habe. Mutter, ich weiß, Du hast es nicht gerne gesehen, dass ich geheiratet habe. Verzeihe mir, wenn ich es doch getan habe. Ich bin heute glücklich und wenn ich Dir das schreibe, wirst Du Dich wohl auch freuen. Möge Gott geben, dass dieser unselige Krieg doch bald ein Ende hat, denn die Opfer sind in diesem Jahr doch gewaltig gewesen. Dies ist mein Wunsch, Heilig Abend nächstes Jahr bei Euch verleben zu dürfen. Ich wünsche Euch von Herzen, liebe Eltern, eine gesegnete Weihnacht und bleibt gesund.

Euer Fritz

Grüße an meine Frau und alle Geschwister. Mutter, schreib mir bald wieder.“

Nach dem Krieg berichteten die Angehörigen von Fritz, er habe sich nach seiner mehrmonatigen Lazarettzeit in St. Mauritz bei Telgte seinen Kameraden so verpflichtet gefühlt, dass er keine Anstrengungen unternahm, den Aufenthalt im Lazarett irgendwie zu verlängern, wo doch das Kriegsende absehbar war, sondern habe zu ihnen zurück gewollt. Dabei wird vorausgesetzt, dass eine Fortsetzung des Lazarettaufenthalts überhaupt zu erreichen war, was aber keineswegs als sicher angenommen werden kann. Jedenfalls ist Fritz an die russische Front zurückgekehrt. Der Zug zu seinen Kameraden mag dabei mitbestimmend gewesen sein. Wir können davon ausgehen, dass Fritz ein guter Kamerad war und von seinen Kameraden geschätzt wurde. Als er Mitte Februar 44 nach längerer Abwesenheit zu seiner Truppe zurückgekehrt war, schrieb er: „Bei meiner Kompanie habe ich doch noch verschiedene alte Kameraden getroffen und die Freude war groß über unser Wiedersehen. Schwere Tage haben die Kameraden wieder hinter sich.“ Was aus dem befreundeten Kaspar Wienold geworden ist, wissen wir nicht. Irgendwann ist er zu einem anderen Truppenteil versetzt worden. Bezeichnenderweise lautet Fritz' Mitteilung: „Der Kaspar Wienold ist nicht mehr bei mir.“ Es hat nichts mit einer Glorifizierung von Soldatenkameradschaft zu tun, wenn man feststellt: Ein Frontsoldat brauchte den Zusammenhalt von Kameraden, um überleben zu können. Gemeinsam bestandene Gefahren banden die Soldaten zusammen.

Weiter ist zu bedenken: Die Kriegsjahre in Russland ließen in Fritz und sicher auch in seinen „alten Kameraden“ das Bewusstsein entstehen, ein „Frontsoldat“ zu sein. Als sein Vater ihm Anfang 42 mitteilte, es sei möglich, Urlaub zu bekommen, um an Meisterkursen bei der Handwerkskammer teilzunehmen, lehnte er entschieden ab: „Im übrigen, lieber Vater, interessiert es mich heute wenig, wie ich später in meinem Leben vorwärts komme. Vielleicht verstehst Du mich heute nicht. Aber als Frontsoldat kann man an eine Zukunft wenig Interesse haben. Heute, lieber Vater, beseelt mich nur der eine Gedanke, dass der Krieg hoffentlich bald ein Ende haben möge und ich mit heilen Knochen wieder bei Euch sein darf. Das andere, wie ich mich später im Leben und im Beruf behaupten werde, macht mir heute bestimmt noch keine Sorge.“ (02.02.42). Diese Äußerung bekundet die Absicht, das Kriegsgeschehen bis zum Ende durchzustehen und dann erst an ein persönliches Weiterkommen zu denken. Das wird auch dazu beigetragen haben, dass Fritz Pietz zwei Jahre später an die Front zurückkehrte. Ob er noch an ein siegreiches Kriegsende glaubte?

Weitere Grabstätten

Kurz vor dem Abzug der Gebirgsjäger aus dem Raum Dubossari Ende Juli 1944 wurde Fritz Pietz aus dem Kameradengrab neben der Kirche in Dubossari umgebettet auf einen deutschen Soldatenfriedhof in Balabanesti, wenige Kilometer von der ersten Grablage entfernt. Dieser Friedhof wurde noch von der deutschen Wehrmacht als „Heldenfriedhof“ angelegt. Ein altes Foto, vielleicht bei der Einweihung aufgenommen, zeigt, dass die Gefallenen in Einzelgräbern beerdigt waren. Die gleichförmigen Kreuze auf jedem Grab waren stabiler als die rohen Holzkreuze auf den ersten Gräbern. Die Namen der Toten dürften auf den Kreuzen selbst gestanden haben. Auf dem erhaltenen Personalblatt von Fritz bei der Deutschen Dienststelle für ehemalige Wehrmachtangehörige ist die Lage des Grabes mit

der Grabnummer angegeben. Das ist aber nicht mehr wichtig, weil der Friedhof ab 2000 Stück für Stück aufgegeben wurde. 57 Jahre hat Fritz Pietz auf diesem Friedhof geruht. Seine Angehörigen wussten in diesen Jahren nicht, wo

-10-

sein Grab lag. Bis in die 1990er Jahre hätten sie es auch nicht besuchen können. Der Friedhof in Balabanesti war nach einem Vertreter des „Volksbundes Deutscher Kriegsgräberfürsorge e.V.“, der ihn besichtigt hatte, nicht mehr in guten Zustand und überdies vor Grabräubern nicht sicher. Nach dem Ende der Sowjetunion und der staatlichen Selbständigkeit von Moldawien konnte der „Volksbund“ einen neuen „Sammelfriedhof“ nahe der Hauptstadt Chisinau anlegen. Hierher wurden die Gebeine von Fritz Pietz und vielen Kameraden am 22. April 2002 erneut umgebettet, jetzt zur dauernden Ruhe. Der Eintrag in der erwähnten Kartei lautet: „Umgebettet – lt. U-Protokoll Nr. 637 am 23.04.02 von Balabanesti I und II nach Chisinau / Moldawien Block 4, Reihe 17, Grab Nr. 573.“ Eben diese Auskunft erhielten wir 2005 auf Anfrage hin vom „Volksbund“. Er informierte über die Errichtung und die Gestaltung des Soldatenfriedhofs in Chisinau im Februar 2006 in einem Faltblatt:

„Mit dem Inkrafttreten des deutsch-moldawischen Kriegsgräberabkommens im Mai 1997 wurde die rechtliche Grundlage geschaffen, diesen Sammelfriedhof am nördlichen Stadtrand der Hauptstadt Chisinau, auf dem Gebiet der Gemeinde Gratiesti, zu errichten. Mit diesem Vertrag soll die Erhaltung und Pflege der im Hoheitsgebiet der Republik Moldawien liegenden deutschen Kriegsgräber in würdiger Weise und gemäß den Bestimmungen des geltenden humanitären Völkerrechts sichergestellt werden. Das Gelände wurde von der moldawischen Regierung kostenlos zur Verfügung gestellt. Es liegt etwa 200 Meter vom neueren Zivilfriedhof der Stadt entfernt und ist drei Hektar groß.

Oberhalb des deutschen Soldatenfriedhofes entsteht der neue Friedhof der Gemeinde Gratiesti. In absehbarer Zeit wird der noch einsam liegende Friedhof von den anderen beiden Friedhöfen eingeschlossen sein.

Durch ein kleines Eingangsgebäude betritt man vom Parkplatz aus den Friedhof. Von hier aus führt ein ansteigender, mit Granit gepflasterter Weg zum etwa sieben Meter hohen Hochkreuz aus Metall, den zentralen Punkt der Anlage. Ein Rundweg erschließt das Gelände. Symbolkreuzgruppen aus jeweils drei Granitkreuzen kennzeichnen die Grabfelder. Die Namen der dort Ruhenden werden auf Granitstelen verewigt und den jeweiligen Gräberfeldern zugeordnet.

Der Volksbund hat im Jahr 1998 mit der Erfassung und Sondierung von Soldatengräbern begonnen. Die ersten Einbettungen erfolgten im Jahr 2001. Bis zum Ende des Jahres 2005 wurden die Gebeine von rund 4.170 Toten aus Hunderten von Grabanlagen geborgen und hier neu eingebettet. Weitere Einbettungen werden folgen. Nach Abschluss der Arbeiten sollen hier einmal 30.000 deutsche Gefallene ihre letzte Ruhestätte erhalten. Die Übergabe der Anlage an die Öffentlichkeit ist für den 20. Mai 2006 vorgesehen.“

Bei dieser Einweihung des Friedhofs waren Peter und Rosi Pietz und ich dabei. Der folgende Bericht darüber ist bald nach der Moldawienreise im Mai 2006 abgefaßt worden, mit der Absicht, ihn dem Gesamtbericht einzufügen. Zu der Abbildung „Einbettungen im Beisein von Angehörigen“ ist zu bemerken, dass einer der „Särge“ die Gebeine von Fritz Pietz in Block 4 bergen könnte. Aus den Mitteilungen des „Volksbundes“ geht hervor, dass die gesamte Arbeit mit der Erfassung früherer Bestattungsorte und Umbettung auf zentrale Sammelfriedhöfe in Moldawien und anderen Ländern Südosteuropas gerade erst begonnen hat. Die genaue Zahl der deutschen Kriegstoten des 2. Weltkrieges in Moldawien sei nicht bekannt. „Schätzungen schwanken zwischen 20.000 und 60.000 gefallenen und in Gefangenschaft verstorbenen Soldaten. Der Volksbund geht von bis zu 400.000 Toten aus“. (Juni 2002)

„Prediger des Friedens“

Zur Einweihung des deutschen Soldatenfriedhofs Chisinau

„Die Soldatengräber sind die großen Prediger des Friedens“ Mit diesen Worten des Friedensnobelpreisträgers Albert Schweitzer empfängt der deutsche Soldatenfriedhof Chisinau in Moldawien seine Besucher. Peter, Rosi und ich haben die eindringliche „Predigt“ von Soldatengräbern hören und bedenken können, als wir am 20. Mai 2006 den am Stadtrand der Hauptstadt Chisinau auf dem Gebiet der Gemeinde Gratiesti gelegenen Friedhof zur Einweihungsfeier besuchten und an den folgenden Tagen am Grab von Peters Vater standen. Fritz Pietz hat dort im 4. Block nahe dem Eingangsgebäude sein letztes Grab bekommen. Als er am 13. April 1944 in den schweren Kämpfen an der Dnjestrtschleife gefallen war, bestatteten ihn seine Kameraden neben der Kirche von Dubusari, rund 40 km von Chisinau entfernt. Noch vor der russischen Großoffensive Ende August 1944 ist er wohl von einer deutschen Einheit auf dem Soldatenfriedhof Balabanesti in einem Einzelgrab beerdigt worden. Hier hat er gut 57 Jahre geruht, ohne dass seine Angehörigen von seiner Grabstätte wussten. Ein Besuch wäre auch nicht möglich gewesen, solange Moldawien eine Sozialistische Sowjetrepublik war. Ab 2001 wurden die Gebeine der in Balabanesti und anderswo bestatteten Soldaten auf dem neu angelegten Sammelfriedhof im nahe gelegenen Chisinau eingebettet. Rund 4170 Tote ruhen heute unter dem grünen Rasen des Friedhofs. Auf hohen Granitstelen, die den Blöcken zugeordnet sind,

hat man ihre Namen mit Geburts- und Todesdatum eingemeißelt. Die einzelnen Gräber sind nicht durch Kreuze oder Namenstafeln kenntlich gemacht. Dreiergruppen von niedrigen Granitkreuzen ziehen den Blick auf sich. An der

-11-

höchsten Stelle der leicht ansteigenden Fläche steht ein Hochkreuz aus Metall, das die gesamte Anlage überragt. Der Friedhof liegt in einer leicht gewellten Landschaft, Felder und Wiesen mit Baumgruppen umgeben ihn. In der Ferne sieht man die Häuser von Gratiesti, auf der anderen Seite die orthodoxe Kirche des Doinafriedhofs, des Zivilfriedhofs von Chisinau. 30.000 deutsche Soldaten sollen am Ende auf dem drei Hektar großen Soldatenfriedhof eingebetet sein. Die Kämpfe am Dnjestr im Frühjahr und Sommer 1944 haben viele Opfer gefordert. Die Identität der bestatteten Soldaten ist nach dem anwesenden Vertreter des Volksbunds sicher. Erst wenn mehrere Suchkriterien erfüllt sind, wird der Name eines Toten mitgeteilt. Sonst bleibt er „ein unbekannter deutscher Soldat“.

Erst am Tag nach der Einweihung des Friedhofs, beim zweiten Besuch also, konnten wir an das Grab von Fritz Pietz herantreten. Am Tage zuvor war es noch nicht gekennzeichnet. Irgendwo im 4. Block musste er liegen. Hier fanden wir auf einer der vier Stelen auch seinen Namen: „Pietz, Friedrich, Oberjäger * 29.11.1912 + 13.04.1944“. Am nächsten Morgen war die Grablage aufgrund eines Lageplans durch einen Holzstab, der in den Rasen gesteckt war, angegeben: Nr. 573. Jetzt konnten wir unsere Blumen niederlegen. Rosi hatte Grableuchten mitgebracht und ein wenig Heimaterde, die sie auf das Grab streute. Ein kleines Bild, das Peter im Jungentaler zeigt, wurde dazugestellt. Neben die rot-weißen Blumen von Peter und Rosi habe ich für die fünf Geschwister von Fritz Pietz fünf Rosen gelegt. Vor allem aber hatten wir jetzt Zeit, zu schweigen und unseren Gedanken und Erinnerungen nachzugehen. In gleicher Weise standen andere Angehörige, die zu unserer Reisegruppe gehörten, vor den Gräbern ihrer gefallenen Väter, älteren Brüdern oder Vettern. Sie waren aus vielen Gegenden Deutschlands und Österreichs gekommen, ältere Menschen, die sich über Jahrzehnte hinweg mit den gefallenen Verwandten noch sehr verbunden fühlten, wie nachher in einigen Gesprächen deutlich wurde.

Am Morgen des Abfluges sind wir mit dem Sammeltaxi noch einmal zum Friedhof gefahren. Zusammen oder jeder für sich standen wir vor unserem Grab und überblickten vom Hochkreuz aus, vor dem noch die Kränze und Blumen der Einweihungsfeier lagen, den Friedhof und die weite Umgebung.

Der Tag der Einweihung des Soldatenfriedhofs am 20. Mai 2006 war ein heller und warmer Sommertag mit Sommerwolken am blauen Himmel. Ein leichter Wind bewegte die Fahnen der Republik Moldawien, der Bundesrepublik Deutschland und dazwischen die des Volksbundes, der die Einweihungsfeier ausrichtete. Rund 200 Menschen umstanden in einem weiten Halbkreis das Hochkreuz, die meisten Besucher aus Deutschland, aber auch nicht wenige Moldawier. Eine moldawische Militärkapelle spielte. Beteiligt war auch eine kleine Einheit deutscher Soldatenreservisten, die in den letzten zwei Wochen vor der Einweihung in freiwilliger Arbeit die Granitstelen und Granitbänke aufgestellt hatten. Die Reden des deutschen Botschafters, der Bürgermeisterin von Gratiesti und eines Vertreters des Volksbundes waren gehaltvoll. Durch eingeschobene Übersetzungen wurden sie für alle verständlich gemacht. Alle Redner betonten, dass es notwendig ist, sich für den Frieden zwischen den Völkern einzusetzen. So will auch der Volksbund seine Tätigkeit verstanden wissen: „Arbeit für den Frieden“. Die religiöse Einweihung des Friedhofs oblag einem lutherischen und katholischen Pfarrer. Auch ein orthodoxer Pope war dabei. Der protestantische Pfarrer las in moldawischer Sprache einen Abschnitt aus dem Johannesevangelium vor, der Katholik, ein aus Böblingen stammender Deutscher, segnete in seiner Sprache das Hochkreuz und die Umstehenden mit geweihtem Wasser. Gäste und Einheimische beteten ein gemeinsames Vaterunser. Bei der offiziellen Kranzniederlegung erwies sich das alte Soldatenlied vom guten Kameraden immer noch als nicht veraltet. Zum Schluss wurden die Nationalhymnen von Deutschland und Moldawien gespielt, weniger mitgesungen. Einen falschen nationalen Ton hatte die gesamte Feier nicht. Anderntags wurde in einheimischen Zeitungen und im örtlichen Fernsehen ausführlich von der Einweihung des deutschen Soldatenfriedhofs berichtet. Nach der Einweihung gab der deutsche Botschafter in Moldawien auf der Gartenterrasse der Botschaft einen Empfang mit einem reichlichen Angebot an Getränken und kleinen Essenshappen. Hier hatte man Gelegenheit auszuruhen oder das Gespräch zu suchen - mit sehr verschiedenen Gästen. Vom katholischen Pfarrer Pater Klaus Kniffki, der den Friedhof eingesegnet hatte, erfuhr ich, dass er seit 1996 in Stauceni, einem Vorort von Chisinau, eine Pfarrei betreut, zusammen mit einem italienischen und indischen Mitbruder. Pfarrer Kniffki hatte einige Nachkommen von Bessarabiendeutschen mitgebracht, mit denen man sich kaum in deutscher Sprache verständigen konnte.

Der Einweihungsfeier auf dem deutschen Soldatenfriedhof ging eine Kranzniederlegung in der Gemeinde Gratiesti voraus. Vor der Gemeindeverwaltung und der gegenüberliegenden Gedenkstätte für moldawische Kriegsoffer hatten sich viele Menschen eingefunden, jetzt mehr Moldawier als Deutsche. Nach dem Eintreffen des deutschen Botschafters wandte sich die Bürgermeisterin von Gratiesti in einer ansprechenden Rede an die deutschen Gäste und betonte die Notwendigkeit des Kennenlernens und der Verständigung zwischen Moldawiern und Deutschen nach den schrecklichen Ereignissen des letzten Krieges. Damit war ein weiterer Akzent im Gesamtverlauf der Einweihungsfeier gesetzt: Gemeinsame Verständigung über die Gräber und Gedenkstätten der Kriegsoffer hinweg.

Ich habe von den Ereignissen in Gratiesti vom 20. bis 23. Mai 2006 nicht in zeitlicher Abfolge berichtet, sondern nach empfundener Wichtigkeit. Diese Tage boten uns die Gelegenheit, endlich am Grab eines nahen Verwandten zu

stehen und seiner zu gedenken, an der Einweihung des Soldatenfriedhofs teilzunehmen, der dazu auffordert, für den Frieden einzutreten, und das Freundschaftsangebot der Moldawier anzunehmen, die offensichtlich eine Annäherung

-12-

an das westliche Europa suchen.

Eindrücke aus Moldawien im Frühjahr 2006

Was wusste ich von Moldawien, als dieses Land zum ersten Mal als Reiseziel in den Blick kam? Wenig, fast nichts. Aber man konnte ja nachschlagen und sich informieren. So war zu erfahren, dass das zwischen den Flüssen Pruth und Dnjestr gelegene, früher Bessarabien genannte Land im Westen an Rumänien, im Norden, Osten und Süden an die Ukraine grenzt. Etwa 100 km weiter liegt Odessa am Schwarzen Meer, Moldawien hat aber keinen Zugang zur Schwarzmeerküste. Das Land ist etwas größer als Belgien, hat gut vier Millionen Einwohner, deren Zahl durch Auswanderung allerdings zurückgeht, und ist seit 1990 eine selbständige Republik. Als es 1940 und erneut 1944 eine autonome Sowjetrepublik wurde, hat man viele Russen und Ukrainer angesiedelt, so dass diese auch heute mit 13 % bzw. 13,8 % beträchtliche Bevölkerungsanteile bilden. Die Mehrheit der Bevölkerung aber sind Moldawier, ethnische Rumänen, die Moldawisch, einen rumänischen Dialekt, sprechen. Diese Sprache ist vor dem Russischen erste Amtssprache. Moldawien ist ein Agrarland, in dem hauptsächlich Wein, Obst und Tabak angebaut werden. Die Industrie ist kaum entwickelt, nennenswerte Bodenschätze gibt es nicht. Der Export von Landesprodukten geht vorwiegend nach Russland, in geringerem Maß nach Italien, Rumänien, in die Ukraine, nach Weißrussland und zunehmend auch nach Deutschland. Nachdem die moldawische Regierung in den letzten Jahren von ihrem früheren prorussischen Kurs abgewichen war, reagierte der russische Präsident kürzlich mit einem Stop für den Weinimport aus Moldawien. Dadurch und durch die erforderlichen Gaslieferungen aus Russland bleibt das Land wirtschaftlich von Russland abhängig.

Solche und andere Kenntnisse über die politische und wirtschaftliche Situation Moldawiens, auch über die wechselvolle Geschichte des Landes, waren förderlich, um zu verstehen, was wir während unseres mehrtägigen Besuchs in Chisinau, der Hauptstadt Moldawiens, und in anderen Landesteilen sehen und erleben konnten. Das angebotene Besichtigungsprogramm, das hauptsächlich von der örtlichen Fremdenführerin Olga Scerbinina, einer gebürtigen Russin, zusammengestellt wurde, war gut geeignet, wichtige Eindrücke aus Moldawien zu gewinnen, obwohl das nicht der erste Zweck der Reise war.

Von Wien aus erreichten wir am Nachmittag des 18. Mai 06 den kleinen Internationalen Flughafen in Chisinau und wurden zum Hotel „National“ gefahren. Das moderne Flughafengebäude ist vor wenigen Jahren mit Unterstützung der EU gebaut worden. Vor dem Abflug in Wien erlebten Peter und Rosi eine unangenehme Überraschung: Das kleine Flugzeug der Austria Airlines, das nur 56 Sitze hatte, war überbucht. Da niemand vom Flug zurücktrat, musste das Ehepaar Pietz in Wien zurückbleiben, denn alle Plätze waren besetzt. Peter und Rosi kamen am selben Tag mit einer späteren Maschine nach Zwischenstop in Bukarest in Chisinau an, wurden aber noch in Wien für das verspätete Eintreffen finanziell entschädigt. Die örtliche Reiseagentur in Chisinau hat sich bestens um das verspätete Abholen vom Flughafen gekümmert. An Stelle des verpassten Abendessens gab es auch um Mitternacht noch einen kleinen Imbiss.

Der Vormittag des 19. Mai 06 war ausgefüllt mit einer ausführlichen Stadtführung. Jetzt hatte man Gelegenheit, die Mitreisenden genauer zu mustern. Es waren vorwiegend ältere Menschen, die gekommen waren, um die Gräber der gefallenen Väter, Brüder und anderer Verwandten zu besuchen. Die Teilnehmerliste wies aus, dass sie aus vielen Gegenden Deutschlands kamen. Auch ein Österreicher aus der Steiermark war dabei. Jan Uwe Laurer vom Volksbund begleitete die Gruppe. Das Stadtbild von Chisinau mutet auf den ersten Blick fast westlich an. Auf der breiten Hauptverkehrsstraße, die sich kilometerweit hinzieht, sieht man vorwiegend deutsche und japanische Autos, selten einen russischen Lada. Den öffentlichen Verkehr bewältigen Busse. Es gibt repräsentative Bauten für das Parlament, für Regierung, Botschaften und Stadtverwaltung. Orthodoxe Kirchen mit goldenen und blauen Kuppeln und Dächern sind restauriert und machen keinen musealen Eindruck. Die Geschäfte zeigen ein vielfältiges Angebot. Großformatige, wenig geschmackvolle Werbung fällt auf. An der Hauptstraße gibt es viele Restaurants, bessere und weniger einladende. Auch hier ist die Außengastronomie bei schönem Wetter üblich geworden. Auf dem großzügig gestalteten Platz zwischen Parlament und orthodoxer Kathedrale ist ein alter Glockenturm wieder aufgebaut worden. An der Stelle des Lenindenkmals dominiert jetzt das des moldawischen Volkshelden Stefan des Großen. Lenin ist aber nicht gestürzt, sondern nur in den hinteren Teil des angrenzenden Parks gerückt worden. Andererseits sind die grauen Plattenbauten aus der Sowjetzeit mit ihren vielen Geschossen und engen Wohnungen auch in der Innenstadt nicht zu übersehen. In den Außenbezirken stehen sie noch dichter nebeneinander. Auf und vor den kleinen Balkonen

hängen Wäschestücke zum Trocknen. In die Randgebiete der Hauptstadt sind wir nicht gekommen. Dem Vernehmen nach soll die Armut vieler Einwohner hier unverdeckter hervortreten. Die Löhne sind niedrig, noch niedriger die Renten. Nach einer Umfrage geben 48 % der Moldawier an, sie könnten sich nur das Nötigste leisten, 30 %

-13-

sehen sich als sehr arm an. Viele Moldawier überleben nur, weil ihre Angehörigen in Russland, Spanien oder Portugal arbeiten und Geld nach Hause schicken. Auf dem Empfang des deutschen Botschafters nach der Einweihung des Soldatenfriedhofs gab es Gelegenheit, mit Pfarrer Klaus Kniffki ins Gespräch zu kommen, der in Stanceneni, einem Vorort von Chisinau, eine katholische Gemeinde leitet. Kniffki bestätigte: „Die Menschen hier leben am Limit“. Seine Arbeit ist zum guten Teil Sozialarbeit.

Am Nachmittag des 19. Mai 06 führte Olga Scerbinina die Gruppe zum circa 40 km von Chisinau entfernten orthodoxen Kloster Capriani. Die Busfahrt führte durch eine hügelige Landschaft mit Weiden und Wäldern, dazwischen kleine Wälder. Das Kloster und die danebenstehende Kirche erscheinen nach einer Restaurierung in neuem Glanz. Das Innere der Kirche wird noch ausgemalt. Die Ikonostase aber mit vielen Bildern auf vergoldetem Hintergrund war in voller Breite zu betrachten. Auf dem Gelände vor dem Kloster wird weiter gebaut und geplant, eine kleine Volkskirche gründlich restauriert. Der schon fertige Teil der Klosteranlage gibt eine Vorstellung davon, wie die Gesamtanlage bald aussehen wird. In das Kloster konnten wir nicht hineingehen. Auch die Informationen zu seiner Geschichte und heutigen Wirksamkeit waren dürftig.

Samstag, 20. Mai 06, war der Tag des ersten Besuches auf dem deutschen Soldatenfriedhof und seiner Einweihung, worüber an anderer Stelle berichtet wird.

Für den folgenden Sonntag war wieder eine Exkursion mit dem Bus vorgesehen. Zunächst aber fuhren wir wieder zum Soldatenfriedhof, um die Gräber der Angehörigen zu finden, die am Vortag auf den Rasenflächen noch nicht gekennzeichnet waren. Das war jetzt geschehen, und so konnte jeder Besucher, jede Besucherin, an das Grab seines oder ihrer Verwandten treten und dort verweilen. Das waren bewegende Erlebnisse, die sich einer Wiedergabe entziehen. Danach machten wir einen kurzen Rundgang auf dem größten Zivilfriedhof von Chisinau, der stadtauswärts kurz vor dem deutschen Soldatenfriedhof liegt.

Auch in Moldawien wird für die Gräber der Toten nicht an Marmor gespart. Die Bestatteten sind auf den Denkmälern im großem Format abgebildet, und auf den Gräbern stehen oft zusätzlich ein kleiner Tisch und eine Bank – mehr als traditionelles Zeichen denn zum tatsächlichen Gebrauch.

Nach dem Mittagessen in einem Restaurant auf dem Land – es gab Bier vom Faß – fuhren wir Richtung rumänische Grenze in eine reizvolle, zerklüftete Naturlandschaft. Die Grundmauern einer alten tartarischen Festung waren zu besichtigen, ebenso eine mittelalterliche Felsenkirche, in der heute wieder Gottesdienst gehalten wird. Der Rundblick von der kleinen Plattform vor der Kirche in das gegenüberliegende tiefe Flusstal war großartig. Auf dem Rückweg zum Bus gingen wir durch ein kleines Dorf mit niedrigen, aber gepflegten Häusern und Umfassungsmauern. Neben tiefen Dorfbrunnen standen reich gestaltete Holzkreuze. Für den späten Nachmittag hatte unsere Reiseführerin eine Überraschung vorbereitet: In einem nahe gelegenen Dorf kehrten wir bei einer moldawischen Familie ein – die Hausfrau Schulleiterin, ihr Mann Musiklehrer – die auf einer weinumrankten Veranda neben ihrem Haus zum Weintrinken und zu einem Essen mit einheimischen Gerichten einluden. Mehrere junge Mädchen in Landestracht sangen moldawische Lieder und tanzten, wozu ihr Lehrer die Ziehharmonika spielte. Auch die Gäste wurden von den Mädchen zum Mittanzen eingeladen. Wer hätte sich da weigern können? Für mich war dieser Nachmittag einer der Höhepunkte der Reise, weil hier unverfälschte Gastfreundschaft zu erleben war.

Am Montag, dem 22. Mai 06, hatte die Gruppe Gelegenheit, nach Osten in das 60 km von Chisinau entfernten Tiraspol am Dnjestr zu fahren. Diese Stadt hat rund 187.000 Einwohner und ist Hauptstadt der kleinen Dnjestrrepublik, die sich von Moldawien trennte, international aber nicht anerkannt wird. Es war eine russische Minderheit, die diese Republik ausrief und einen eigenen Präsidenten, ein eigenes Parlament, eigenes Militär und eigene Währung durchsetzte. Moldawien gelang es 1993 nicht, dieses separatistische Bestreben militärisch zu verhindern. Die Minderheit der Gagausen, die zu den Türkvölkern gehören, gründete im Süden Moldawiens zur selben Zeit eine zweite unabhängige Republik: Gagausien. Die Fahrt nach Tiraspol ließ diese Probleme Moldawiens mit den separatistischen Minderheiten im Land konkret werden. Bei der Einreise in die „Dnjstrrepublik“ gab es genaue Grenzkontrollen. Russisch ist die einzige Landessprache. Westliche Werbung tritt in Tiraspol kaum hervor. Russische Kriegdenkmale sind hier nicht in den Hintergrund gerückt, sondern auf öffentlichen Plätzen betont herausgestellt. Ansonsten kann die saubere Stadt nicht verbergen, dass marktwirtschaftliche Prinzipien sich auch hier mehr und mehr durchsetzen. Ein neues Fußballstadion ist ein Prestigebau des fußballbegeisterten Präsidenten. Russland unterstützt dessen prorussische Politik umso mehr, als die Ukraine und im geringeren Maß Moldawien eine Westschwenkung vollzogen haben.

Am letzten Tag der Moldawienreise, am 23. Mai 06, konnte, wer wollte mit dem Sammeltaxi noch einmal zum Soldatenfriedhof fahren. Es war eine Stunde des Abschieds. Unsere vorzügliche Führerin Olga fuhr am Nachmittag mit zum Flughafen. Mit herzlichem Dank haben wir uns von ihr verabschiedet. Diesmal mußte keiner aus unserer Reise-

gruppe zurückbleiben. Nach der Landung in Wien gingen alle schnell auseinander, um die Anschlussflüge in verschiedene Richtungen zu erreichen.

-14-

Berichte aus anderer Sicht

Über die Einweihung des Soldatenfriedhofs haben einige Zeitungen in Moldawien und Deutschland berichtet. Auch das moldawische Fernsehen brachte einen kurzen Bericht. Was eine junge Journalistin zum deutschen Soldatenfriedhof in der Zeitung „Nesawisimaja Moldowa“ Nr. 70 vom 19. Mai 2006 schrieb, ist interessant, weil hier eine Moldawierin und Angehörige der jungen Generation sich an das Kriegsgeschehen erinnert und den Friedhof besichtigt. Der Artikel bedarf keines Kommentars und wird ungekürzt in deutscher Übersetzung im Anhang wiedergegeben. Im Bericht aus der „Welt“ vom 9. August 2006 geht der Verfasser auf das Ausfindigmachen von Kriegsgräbern und Exhumieren ein. Der hier genannte Lutz Müller aus Berlin ist der Mann, der auch die Bergung und Bestattung der in Chisinau ruhenden deutschen Soldaten geleitet und uns am Tag nach der Einweihung die Stellen im Rasen markiert hat, wo unsere Angehörigen begraben sind.

Rückblick 2007

Überblickt man das dargestellte Kriegsgeschehen, bleibt ein Gefühl der Bitterkeit und großer Sinnlosigkeit. Dabei handelt es sich nur um einen Ausschnitt aus dem Russlandfeldzug und dem 2. Weltkrieg insgesamt. Unsere Einsicht: Der Russlandkrieg war ein deutscher Angriffskrieg, ein ideologischer Krieg von beiden Seiten mit ungeheuren Verlusten an Menschenleben und auf beiden Seiten, mit einschneidenden, weitreichenden Folgen für die betroffenen Völker. Den betroffenen Soldaten hat er härteste Strapazen abverlangt und den Angehörigen der Gefallenen viel Leid gebracht. Damit diese Einsicht nicht lähmt, kann man meines Erachtens nur auf Friedensgesinnung und Völkerverständigung setzen. Die oben zitierten Worte von Albert Schweizer, mit denen die Besucher des Friedhofs in Chisinau begrüßt werden, überzeugen:

„Die Soldatengräber sind die großen Prediger des Friedens.“

Der Besuch in Moldawien 2006 hat uns gezeigt, wie Verständigung mit Menschen in Osteuropa möglich ist. Das Kriegsgeschehen selbst darf dabei nicht vergessen und verdrängt werden. Wie ist es tatsächlich abgelaufen und welche eigentlichen Motive gab es für die Kriegsführenden? Mit solchen Fragen kann einer Verfälschung des Geschehens entgegengewirkt werden, einer Glorifizierung wie einer nachträglichen Besserwisserie. Sie haben mich zu dieser Darstellung motiviert. Die Kriegsbriefe von Oberjäger Fritz Pietz waren dabei hilfreich. Die Suche nach seinem Grab hat ergeben, dass er ein eigenes Grab erhalten hat und seine Grabesruhe in den folgenden Jahrzehnten nicht gestört wurde, was vielen gefallenen Kameraden nicht zuteil wurde. Nach der Umbettung auf den Sammelfriedhof von Chisinau konnten wir sein letztes Grab besuchen – in Gedanken mit seiner Frau, seinen Eltern und Geschwistern – und ihm die Ehre erweisen, die Angehörige ihren Toten schulden.

Köln, 12.10.2007 Heinz Ernst

Anmerkung:

Bei den Briefen von Fritz Pietz befindet sich das Gedicht eines Frontsoldaten, das Fritz in Schönschrift abgeschrieben hat. Der Verfasser stellt sich die sonst selbstverständlichen Annehmlichkeiten des täglichen Lebens vor, die er entbehren muß:

„In einem weißen Bett einmal wieder pennen
Nächte unbesorgt die Stiefel ausziehen können
Das Rauschen einer Wasserleitung hören
Mich selber nachts am Jucken nicht mehr stören (Läuse!)
Klosettpapier von einer Rolle ziehen ...“

Die Schlußverse rücken das und anderes in weiter Ferne:

„Dies alles möchte ich, man glaubt es kaum,
Doch leider ist es für uns – noch ein Traum“

Solche Verse lassen erkennen, was die Frontsoldaten wirklich dachten. Ebenso ihr Wortgebrauch: Gerüchte über neue Einsatzorte etwa waren „Latrinensparolen“, einen Orden für den Einsatz im harten russischen Winter nannte man sarkastisch „Gefrierfleischorden“.

Auf der Rückseite des Totenzettels ist für Fritz Pietz ein Friedensgebet abgedruckt und darin ein Satz, den man heute nur mit Kopfschütteln lesen kann: „Wir bitten dich, nimm unser Vaterland in deinen beständigen Schutz, erleuchte seine Lenker mit dem Licht deiner Weisheit, damit sie erkennen, was zur wahren Wohlfahrt des Volkes dient“ Ich erinnere mich, dass dieses Gebet damals in der Kirche gesprochen wurde. Es war den Angehörigen

-15-

vorgegeben. Hier trifft zu, was Fritz 1942 seinen Eltern schrieb: „Ich bin der Meinung, dass ihr in der Heimat noch zu wenig über den Krieg informiert seid.“ Hatte man tatsächlich keine Ahnung von Hitlers Absichten und Kriegsführung? Im Bericht der „Welt“ über die Einweihung des Sammelfriedhofs Chisinau 2006, im Anhang wiedergegeben, geht man von einer anderen Reaktion auf die Nachricht vom Tod eines deutschen Soldaten aus, dessen Sohn auch zum Grab des Vaters gekommen war: „Jetzt liegt Fritz Rudolph in Chisinau. Die Augen des Sohnes tränen bei der Erinnerung an jenen Tag im Juli 1944, als im Schwarzwald die Nachricht eintraf, der Vater sei „für Führer, Volk und Vaterland“ gefallen. „Die Mutter“, sagt Dietmar Rudolph, damals 13 Jahre, nahm das Hitler-Bild von der Wand, warf es auf den Boden und trat darauf herum.“

Köln, 12.10.2007 Heinz Ernst